Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 37 (1927)
Heft: 2

Artikel: Pestalozzi als Politiker
Autor: Konzelmann, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788331

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pestalozzi als Politiker.

Von Dr. Max Konzelmann.

Pestalozzi war siebzehn Jahre alt, als in Zürich der erste vorrevolutionäre Sturm ausbrach. Die öffentliche Brandmarkung der skandalösen Amtsführung des Landvogtes Grebel durch die Bodmer-„Patrioten" zwang die Regierung, einen ihrer Parteigenossen zu verurteilen. Seit diesem Ereignis, das auf sein gerechtigkeitsdurstiges Gemüt einen tiefen Eindruck machte, hat sich Pestalozzi bis an sein Lebensende unausgesetzt mit politischen Fragen beschäftigt.

Begeistert von seinen Träumen, sich der engern Heimat im politischen Staatsdienst nützlich zu machen, publizierte er als freier, unregelmässiger Student der Rechtswissenschaft 1766 zugleich mit der Erzählung „Agis" ein Bruchstück aus des Demosthenes 3. Olynthischer Rede. Er hatte es während seines letzten Schuljahres im Collegium Carolinum aus dem Griechischen übersetzt. Die Publikation in den Lindauer Kritischen Nachrichten aber hatte gewiss einen andern Zweck als nur den, seinen früheren Rhetorikprofessor Steinbrüchel, der ebenfalls eine Übersetzung herausgab, zu ärgern, wie es Pestalozzi im Alter darstellte. Die Strafpredigt des Demosthenes gegen die Entartung und Luxussklaverei der Athener, gegen ungerechte, persönliche Bereicherung auf Kosten der Allgemeinheit, sowie die leidenschaftlich erregte Erzählung vom Kampf des spartanischen Königs Agis gegen den Zerfall der alten Sitten und Gesetze stimmten vollkommen überein mit dem Ideal antiker Bürgertugend und altschweizerischer Sitteneinfalt, wie es Bodmer in die Herzen der jungen „Patrioten" gepflanzt hatte. Pestalozzis Veröffentlichungen waren gleichsam das politische Programm seiner Patrioten-Epoche und er liess es auch keineswegs im Unklaren, dass er weniger zu Athenern und Spartanern rede als vielmehr zu Zürchern und Schweizern, die „ebensowohl unter dem Taumel solcher Künste, den Folgen des Müssiggangs und der Wohllust ihre Tage hinschnarchen" und deren Regenten, wie er sagte, „jede Verbesserung nach jenem staatenverheerenden Masstab: Macht sie mich reicher? abmessen". Neben diesen durchsichtig auf die Aktualität der Grebel-Affäre anspielenden Stellen aber finden sich in der „Rede" andere, in welchen Pestalozzi ohne Zweifel eine Verwandtschaft mit seinem eigensten Wollen heraushörte: „Ich weiss, dass ein redlicher Bürger das, was er dem Staat nützlich zu sein glaubt und nicht das, womit er sich etwa bei euch beliebt machen könnte, reden soll. Mit eben der Freimütigkeit haben Aristides, Nicias, Perikles und jener, der mit mir einen gleichen Namen trug, in Besorgung der öffentlichen Geschäfte geredet. Oder waren sie auch gewohnt, jemand zu fragen: Was wollet ihr? — Was soll ich schreiben? — Womit werde ich euch angenehm sein?" Und Pestalozzi schloss das Bruchstück ab mit den Sätzen: „Ich fürchte sehr, dass mir diese Dinge, da ich mit Freimütigkeit davon geredet, mehr schaden werden, als denen, die sie getan. Denn man darf bei euch von keinem Ding frei

reden. Und es wird mich selbst wundern, wenn ich es ungestraft werde getan haben."

Es gibt keine bessere Einleitung zu Pestalozzis öffentlichem Sorgen und Wirken als diese erste Ankündigung, die er in die Öffentlichkeit hinausschickte. Freimütig, ohne Rücksicht auf sein persönliches Wohl oder Wehe, gerade heraus und wenn es sein musste mit groben Worten hat er bei jeder Gelegenheit gesprochen, geschrieben und gehandelt. Unabhängig wagte er es auf die Gefahr eines Bruches mit den „Patrioten" hin schon bald, an gewissen spartanischen Grundideen ihres Credo zu rütteln, wie er es auch in der Revolutionszeit nicht unterliess, seinen Parteigenossen, die sich obenauf geschwungen hatten und ihn durch ihr Verhalten empörten, rücksichtslos ins Gewissen zu reden. Freimütig äusserte sich Pestalozzi zwanzig Jahre vor der Zürcher Revolution über die wirtschaftlich-sozialen Übelstände, welche den Umsturz wirklich herbeiführten. „Parteiisch fürs Volk" bewahrte er doch sein freies Urteil und dachte in „Lienhard und Gertrud" nicht daran, weder die Fehler von Volk und Adel zu beschönigen, noch ihre Vorzüge herabzusetzen. Voll nie erlahmender Fürsorge für alle Armen und Unterdrückten verfiel er nie in klassenkämpferische Demagogie. Mit Sarkasmus, Wut und Mut hieb Pestalozzi im „Schweizerblatt" und in den „Fabeln" unablässig auf alle Schäden im öffentlichen und privaten Leben ein und brachte die geistige Freiheit auf, die französische Revolution in ihrer dunkelsten Periode gegen die Koalition der reaktionären Dunkelmächte Europas zu verteidigen, obwohl er sie grundsätzlich ablehnte und an ihren Methoden harte Kritik übte. Ohne Furcht, aber gerecht und schonend nach beiden Seiten, machte er sich im Stäfner Handel und in der Zürcher Revolution zum Vermittler und im Zehntenhandel zum leidenschaftlichen Anwalt der wirtschaftlich entrechteten Landschaft, was ihm den dauerhaften Hass der Professoren, Geistlichen und anderer „Vergebisfresser", die aus den Zehnten gelebt hatten, eintrug. Auch gegen sich selber aufrichtig, tadelte er freimütig seine eigene revolutionäre Verirrung, in der er sich wider Willen in parteipolitische Händel hatte hineinreissen lassen. Mit nicht überall erwünschter Deutlichkeit gab er als überzeugter Unitarier in den Zeiten der Mediation und Restauration seinen Ansichten darüber Ausdruck, was er für das Wohl des Vaterlandes als nützlich und notwendig erachtete. Eine der letzten politischen Äusserungen, die wir von ihm kennen, ist sein Urteil über die Restauration: „Gebt acht, die alten Herren werden sich und andern an ihrem Gvätterliwerk die Finger verbrennen. Die Schweiz ist kein Krebsbach." Ein Jahr vor seinem Tode eröffnete Pestalozzi als Jahrespräsident der Helvetischen Gesellschaft, in die er vor über fünfzig Jahren eingetreten war, die Zusammenkunft in Langental, um ein „gutgemeintes Wort über Vaterland und Erziehung" zu sprechen. Als einer der letzten überlebenden Gründer der Gesellschaft wollte er an den alteidgenössischen Gemeingeist appellieren, der die Vereinigung von Schinznach einst beseelt hatte, als sich zum erstenmal aus allen Gauen des Vaterlandes und aus beiden konfessionellen Lagern

für die Wohlfahrt der Allgemeinheit begeisterte Patrioten zusammengefunden hatten. An der nächsten Tagung in Schinznach hielt ihm der katholische Pfarrer Vock von Aarau die Gedächtnisrede.

Pestalozzi musste sich um politische Probleme annehmen. Von seiner eigenen Natur getrieben und von Bodmer dazu erzogen, sich der öffentlichen Sache mehr als der eigenen zu widmen, war es überdies ein auszeichnender Zug seines Wesens, dass er zwischen allen Dingen Zusammenhänge und Wechselwirkungen erblickte. Jedes Spezialistentum war ihm fremd. Er war überzeugt, dass sich für keine Frage des öffentlichen Lebens eine fruchtbare und wirkliche Lösung finden lasse ausser im Zusammenhang mit allen andern Tatsachen des öffentlichen Geschehens. Die Idee der harmonischen Entwicklung und des lebendigen Zusammenwirkens aller Teile eines Organismus, die er so gern im Symbol des Baumes ausdrückte, durchdrang nicht nur sein pädagogisches Werk; sie war eine Grundform seines Denkens und bestimmte deshalb auch seine Politik.

Als Pestalozzi von der in Aussicht genommenen rein politischen Laufbahn zum landwirtschaftlichen Berufe abschwenkte, lag dieser Wechsel auf der Linie seiner Gesamteinstellung. Sein politischer Traum war: der Allgemeinheit und dadurch dem einzelnen zu helfen, oder umgekehrt, denn wie jede nützliche Reform im Staatswesen notwendig dem einzelnen zugute kommt, so repräsentiert jede materielle oder geistige Hebung des einzelnen Bürgers oder einer Klasse einen Gewinn für die Allgemeinheit. Oben und unten, links und rechts, überall sah Pestalozzi Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu helfen. Der Pädagoge äusserte später, die Hauptsache sei ihm nicht, dass seine Methode anerkannt, sondern dass das gute Volk seines Vaterlandes besser als bisher erzogen werde. So klammerte sich auch der über seine eigentliche Lebensaufgabe noch unklare junge Pestalozzi nicht an eine bestimmte Form des patriotischen Wirkens an. Als angehender Reformer der Landwirtschaft verfolgte er genau dasselbe Ziel wie als Anwärter auf einen Regierungssitz. Aber er wählte den Weg, der ihm die raschesten Aussichten zu bieten schien, dem Gemeinwesen wirklich zu helfen. Und wie immer mit genialer Sicherheit packte er seine Aufgabe an der entscheidenden Stelle an. Es war sein Grundsatz, dass man wirklichen Übeln im Volkskörper nicht durch „Palliative" und Teilreformen, politische oder wirtschaftliche Almosen helfen könne, sondern nur dadurch, dass man sie an der Wurzel heile, oder, mit einem Grundsatz von „Lienhard und Gertrud" und der spätern pädagogischen Tätigkeit ausgedrückt, dadurch, dass man dem Menschen dazu verhelfe, sich selber helfen zu können. Dies ist der Sinn der landwirtschaftlichen Berufswahl Pestalozzis. Er trachtete darnach, den Bauern seines Vaterlandes neue Erwerbsmöglichkeiten zu eröffnen durch die Verbreitung allerlei einträglicher Kulturen und verbesserter Bewässerungs- und Düngmethoden. Er trachtete darnach, die Bauern, deren sich in Regierungskreisen niemand annehmen wollte, zu befähigen, ihre missliche Lage selber zu verbessern. Das gab den „gigantischen Ansichten seiner Bestrebungen" neue Nahrung.

Gleichgültig ist es, dass der Versuch aus eigener und fremder Schuld misslang. Die reine Absicht, die dahinter stand, überdauerte das Unglück. Und was praktisch misslungen war, nahm er theoretisch wieder in „Lienhard und Gertrud" auf und, mitten im eigenen Elend, schon vorher in seiner Armenschule auf dem Neuhof.

Allerdings waren dem „Politiker" Pestalozzi gerade durch die Erfahrungen in seinem ersten Wirkungskreis die Augen darüber aufgegangen, dass die Wurzeln des Elends der „mehreren Menschen im Land" tiefer liegen müssen als nur in ihrer Unkenntnis technischer Vorteile. Es war ihm aufgegangen, dass es nicht genug sei, nur die Krappäcker wohl zu bestellen, wenn nicht auch der Acker des Menschenherzens vom Unkraut gereinigt und wohlbestellt werde. Darum nahm er arme Kinder zu sich, um sie nicht nur zu einst selbständigen Webern und Kleinbauern, sondern um sie „human" zu erziehen. Seine Politik hatte den Knoten ergriffen, in dem die Fäden des öffentlichen Lebens schliesslich alle zusammenlaufen.

Fortan gingen alle seine Bestrebungen, durch dieses Urverhältnis bestimmt und beseelt, in harmonischem Zusammenhang weiter, bis Pestalozzi, durch die gewaltsame Stillstellung seiner erzieherischen Tätigkeit im Innersten verwundet und gelähmt, den geraden Weg seiner Entwicklung zu verlieren schien und sich erst darauf zurückfand, als er wiederum Erzieher sein durfte. Die achtziger Jahre aber, das Jahrzehnt von „Lienhard und Gertrud" war durchaus beherrscht von der Idee, dass weder die Hebung der gesellschaftlichen Verhältnisse erreicht werden könne ohne die Hebung des Individuums, noch auch die individuelle Erziehung reife Früchte tragen könne, wenn nicht die äussern Verhältnisse fördernd auf sie einwirken. Eines ging für ihn damals nicht ohne das andere. Die Erziehung, die Gertrud ihren Kindern gibt, musste ihre Ergänzung finden in der Erziehung und Reform des ganzen Bonnaler Gemeinwesens, aber die Reform in Bonnal war letzten Endes gegründet auf die individuelle Erziehung der Gemeindekinder in der Familie und Schule.

Nicht nur „Lienhard und Gertrud", sondern seine gesamte schriftstellerische Tätigkeit in dieser Zeit beweist deutlich, dass Pestalozzi das Gesamtbild des öffentlichen Lebens im Auge behielt. Er schrieb im Zeitraum weniger Jahre über die verschiedensten Themata, über die Prachtgesetze, die Verfassung Zürichs, die Lage des Bauernstandes, die Reform der Rechtspflege, die Kurpfuscherei, den Kindermord, das französische Einfuhrverbot gegen Textilwaren, das sog. Mailänder Kapitulat, über Religion, Grundsätze der Regierungskunst, Kindererziehung, den Sturz des englischen Ministeriums North.

Gerade in dem Aufsatz des „Schweizerblattes", der North gewidmet ist, äusserte Pestalozzi einen höchst bezeichnenden Grundsatz: „Das Personal (dieses politischen Umschwungs), passend oder nicht passend, war mir ganz unwichtig und der Bogen ist nur darum eingerückt, weil ich ohne Nebenbetrachtungen wie ein gutes Kind wünsche, dass Schonung des Nationalwillens in unsern Grenzen das Glück unseres Landes in Ewigkeit befestige." Es war keine Personen-

politik, die Pestalozzi trieb, und keine Interessenpolitik. Die Politik seines Herzens, an die er glaubte, war die selbstlose Teilnahme am öffentlichen Wohl als dem Wohl aller. Und es war auch die Teilnahme aller an der Sorge um die öffentlichen Zustände. Er spottete über die Leute, welche „die Sorgfalt für die öffentliche Landesnot, das öffentliche Landeswohl und den öffentlichen Landessegen mit entschiedener Gleichgültigkeit denen überlassen, die dafür angestellt sind." Er liess durch den Pfarrer in „Lienhard und Gertrud" die Stillen im Lande tadeln: „Die Stillen im Land stehen in nichts gern zusammen, das sie selber nichts angeht, sie sind immer gern nur bei sich selbst und jeder gern bei den Seinigen." Pestalozzi wünscht nicht, dass nur einzelne Stände und Parteien, insbesondere die regierenden und oppositionellen Kreise sich um die öffentliche Sache kümmern. Im Revolutionsgespräch „Wach auf, Volk" forderte er in einem ergreifenden Ausdruck das „Allwachen des Volkes". Auch von den Frauen verlangte er Interesse und Teilnahme an der allgemeinen Sache und er hat in „Lienhard und Gertrud" gezeigt, wie Grosses er ihrem Einfluss zuschreibe.

Mit der eifrigen Teilnahme am kollektiven Geschehen aber ist die Bestimmung des Menschen nicht erschöpft, das wurde Pestalozzi erst am Schlusse dieser Periode, in der er sich vor allem mit dem Gemeinschaftsleben beschäftigt hatte, deutlich bewusst. Über die kollektiven, veränderlichen und äusserlichen Bedürfnisse hinaus, die mit unserer tierischen und gesellschaftlichen Natur zusammenhängen, strebt der Mensch nach einem innerlichen, individuellen Wert, nach individueller Wahrheit und Erlösung. Wenn möglich im Verein mit dem kollektiven Streben, meistens aber dagegen sucht er die Veredlung seiner sittlichen Natur zu verwirklichen. Er trennt die Hoheit seiner individuell menschlichen Ziele von dem, was er als tierisch-instinktives Wesen und als Glied einer bürgerlichen Gemeinschaft erstrebt. „Die Sittlichkeit, in welcher meine Individualität alle Mittel zu ihrer Befriedigung findet, ist allen leidenschaftlichen Interessen entgegen." Insofern ist sie ungesellschaftlich, apolitisch, unter Umständen gegenstaatlich.

Man darf diese Seite in der Entwicklung von Pestalozzis Politik, die er selber als in reinchristlichem Sinne revolutionär empfand, nicht übersehen; sie erklärt die politischen Urteile der Revolutionszeit und sie erlaubte ihm später, den politischen Pessimismus dieser Periode zu überwinden. Er fühlte schmerzlich, dass ein Zwiespalt bestehe zwischen seinem eigenen politischen Wollen, seiner eigenen Auffassung vom Staatsleben und dem politischen Wollen der Massen, der Auffassung anderer vom Zweck und Ziel des Gemeinschaftslebens. Er musste sich zu der Ansicht bekehren, dass egoistische Zwecke und tierische Machttriebe unzertrennlich verbunden seien mit dem Wollen der einzelnen und der Massen, solange sie nur ihrer egoistischen Begehrlichkeit und ihren Massentrieben folgen. Solange das öffentliche Leben nur auf die „leidenschaftlichen Interessen" monarchischer, oligarchischer oder Volksregierungen gegründet ist, ist es dem

„Unsinn der Macht“ untertan und es spielt keine entscheidende Rolle, dass der „Kabinettsunsinn“ oft manierlicher auftritt als der „Volksunsinn“: „Ist es nur, fragte Pestalozzi, die Frage von mehr oder weniger? Muss denn der Fuss unsers Daseins Unsinn sein?“

Diese Überzeugungen leiteten in den neunziger Jahren Pestalozzis Kampf gegen das Überwiegen der kollektiven Ansprüche, gegen den Staat als Werkzeug in der Hand dieser oder jener Egoismen, der jakobinischen wie der aristokratischen, gegen den Staat als letzten und Selbstzweck. So viel er auch vom Staate forderte und ihm an Aufgaben überwies, so hatte er doch erkannt, dass der Staat und seine kollektiven Institutionen vor den letzten und grössten Menschenaufgaben versagen und versagen müssen, weil sie immer im Äusserlichen, Gesellschaftlichen, Massenhaften befangen bleiben und nie die Bedürfnisse befriedigen können, welche dem sittlichen Individuum allein eigen sind. Daraus ist sowohl Pestalozzis Kampf gegen die Staatskirche als politische Macht zu verstehen als auch sein nie ganz überwundenes Misstrauen gegen die Staatsschule. Jedenfalls stellte er sich, als er sich am Ende der schweizerischen Revolution wiederum zwischen reiner Politik und Pädagogik entscheiden musste und sich dazu entschloss, Schulmeister zu werden, als Aufgabe, Wege zu suchen zur harmonischen Ausbildung der Eigenkräfte des Menschen, zur Veredelung seines Charakters, zum letzten Ziel seiner Bestimmung. Es war in Pestalozzis Entwicklung gleichsam ein Bruch mit aller Politik. Seine Zwecke schienen mit politischen Zielen nichts gemein zu haben.

Trotzdem aber führte ihn der Weg der Elementarerziehung notwendig zu seiner reifen Altersperiode, in der er bewusst die getrennten Elemente wieder verband und die Kluft zwischen Kollektivität und Individuum in einer höheren Auffassung vom Staatszweck überbrückte. Er erkannte, dass der Staat das, was er nicht geben und lehren kann (und, wie Pestalozzi in den neunziger Jahren noch gemeint hatte, auch nicht nötig hat, weil er mit Sittlichkeit nichts zu schaffen habe), nämlich die sittliche Würde und Treue des Individuums, notwendig braucht. Nur in ihnen findet die Verfassung „die heilige, innere Schutzwehr gegen ihren Missbrauch, gegen ihre Entheiligung“. Der Egoismus, der Unsinn des Machttriebs, Unrecht und Gewalt können nur überwunden werden, der Staat kann seinem idealen Ziel, Vaterland und Werk aller und für alle zu sein, nur näher kommen, wenn die Individuen ausser ihrem äusserlichen Staatswert, ausser ihrer staatsbürgerlichen Moral einen Individualwert, eine persönliche Sittlichkeit in sich tragen, wie sie ihnen nur die Erziehung geben kann. Zurückschauend auf die Revolution oder wie er sich ausdrückte, auf die „babylonische Sprachverwirrung, deren Erläuterung hie und da einäugige Menschen mit cyklopischen Prügeln dirigierten“, schrieb Pestalozzi 1807 an einen jüngern Freund: „Wäre unsere Erziehung besser gewesen, so hätte unser Volk der Windbeuteleikraft und den Anmassungen (gewisser Individuen) Lächeln entgegengesetzt. Aber das Volk war ungezogen und setzte hoher

Ungezogenheit niedere Ungezogenheit und hoher Gewalttätigkeit niedere Rechtlosigkeit entgegen. Das war unser Unglück. Aber wo stehen wir jetzt? Es fehlt an Erziehung auf beiden Seiten; es fehlt auf beiden Seiten an dem Dasein und der Harmonie des nötigen Wissens, Wollens und Könnens."

Nur durch eine Erziehung, die Erkenntnisse und Fertigkeiten, Wollen und Können in Übereinstimmung bringt, den Menschen äusserlich selbständig macht und befriedigt, vor allem aber seinen Charakter bildet, ihm seine menschliche Würde zum Bewusstsein bringt und ihn im Bewusstsein derselben zur Freiheit des Denkens, zur Herrschaft über seine Begierden und zum selbstlosen, reinen Wollen bildet, nur durch diese Erziehung, deren wichtigsten und schönsten Teil Pestalozzi der Mutter und der Wohnstube zuwies, kann der Staat über einen blossen Polizei- und Interessenstaat oder eine Parteipfründe hinauskommen. Erst damit wird auch das demokratische Ideal möglich. Pestalozzi hat eine grosse Entwicklung durchmachen müssen, bevor er in seinem politischen Alterswerk „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" aus tiefer Überzeugung sich wieder zum Prinzip der Volkssouveränität bekennen konnte, das er allerdings schon ein halbes Jahrhundert früher im „Agis" verfochten hatte. Damals aber war es nur ein aus Rousseau übernommenes politisches Schlagwort gewesen, dessen Fundamentlosigkeit Pestalozzi selber am besten dadurch belegte, dass er in den folgenden drei Jahrzehnten sich dagegen aussprach. Von der „Abendstunde eines Einsiedlers" an trat er für eine aristokratische Staatsforn ein und machte selbst „Lienhard und Gertrud" bis zu einem gewissen Grade dem Kampf gegen den „Demokratismus" dienstbar, den er dann in den „Nachforschungen" und den Revolutionsschriften mit offenem Visier angriff. Das Verhältnis des „weissen Fürsten" zum Volk stellte er theoretisch in der „Abendstunde" und praktisch in „Lienhard und Gertrud" als das Verhältnis zwischen Vater und Kind dar. Nur die gottesfürchtige Vaterliebe befähigt den Regierenden zu jener „Überwindung, die die reine Gerechtigkeit erfordert", wie es in einem Briefe an Iselin von 1779 heisst, d. h. zu der Uneigennützigkeit, welche nicht persönliche Zwecke verfolgt, sondern die Wohlfahrt des Kindes (bzw. Volkes) fördert. Dreizehn Jahre später schrieb Pestalozzi an Fellenberg im gleichen Sinne: nur bei jungen Menschen höherer Stände sei jener Grad von „Edelmut" zu finden, wie er zur würdigen Staatsregierung notwendig sei.

Der Schritt war gross bis zu jenem Bekenntnis Pestalozzis, das er 1807 in einem Briefe an einen Freund in Zürich ablegte: „Möge mich das Grab decken, ehe ein Vernünftiger, Bescheidener meine Meinung leugne: Republikaner vermögen mehr für das Wohl des Menschengeschlechts als Krone und Szepter." Dieser Schritt war Pestalozzi jetzt möglich, weil sein Glaube an die schöpferische Macht der Erziehung, der Charaktererziehung des einzelnen unerschütterlich geworden war. Was er früher als Geschenk der Umstände, nur den

Leuten von Stand hatte zuerkennen wollen, dessen glaubte er nun, als Frucht der Erziehung, zwar nicht das Volk als Masse, aber jedes Individuum im Volke fähig. Zugleich war Pestalozzi nun auch zurückgekehrt zu seinem einst so bescheidenen, aber genial richtig erfühlten Neuhof-Ideal, wo zum erstenmal Politik und Erziehung sich verschwistert hatten.

Seine humane Auffassung der Politik liess ihn auch je und je über die Grenzen seines heissgeliebten Landes hinaussehen nach Europa, von dem er zwar nur unbestimmte historische Kenntnisse besass. Dessenungeachtet aber führte ihn, wie er einmal an Lavater geschrieben hatte, sein Gefühl sicher und er wusste wohl, dass in allen Winkeln Europas die gleichen Nöte vorhanden seien wie „im Kellenlande und im Pfaffnauerwinkel". Er durfte es wagen frei und in heiligem Ernst davon zu reden, weil er Zeit seines Lebens auch als Politiker „ohne Selbstsucht Wahrheit und Liebe um ihrer selbst willen" gesucht hatte.

Heinrich Pestalozzi der Volksschriftsteller.

Ein Brief an einen Lehrer von Josef Reinhart.

Dein Wort und Urteil über Pestalozzi, den Volksschriftsteller, ist mir seit meinem Besuche in deiner Schule nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Du weisst doch, es war in der Pause, als ein Schulmädchen das Buch: Lienhard und Gertrud für die Bibliothek zurückbrachte, mit dem Bescheid: „Die Mutter könne das nicht lesen, es sei ihr zu langweilig; du möchtest ihr ein schöneres aussuchen."

Das Urteil der Mutter hat mich eigentlich nicht überrascht; aber was du nachher, als Lehrer in den besten Jahren und gar noch als einer, der selber die Feder führt, über das Buch sagtest, das tat mir leid, für Pestalozzi — und für dich.

„Die Frau hat Recht, das Buch ist veraltet. Pestalozzi schreibt viel zu langfädig. Diese Moralpredigten aus dem XVIII. Jahrhundert können wir heute nicht mehr schmecken!"

Dieses, dein Wort, hat mir zu denken gegeben. So sprichst du, ein Lehrer des XX. Jahrhunderts, und so sprach einst beim Erscheinen des Buches Wieland, der literarische Feinschmecker: „Eine goldschwere Garbe auf dem Kornboden der Literatur!" Oder ähnlich. Und die Königin Luise wollte dem Dichter auf den Knien danken für das Buch, aus dem sie unendlichen Trost geschöpft habe. Die so sprachen waren durchaus keine Köhlersleute, und wenn man bedenkt, dass damals ein Herder seine „Humanitätsbriefe" schrieb, ein Schiller und Goethe lebten, so müssen wir uns schon hüten, mit allzu grossem Mitleiden auf jene Zeit herabzuschauen. Und wenn Pestalozzi, wie die andern Grossen draussen, es wagten, dem Leser Gedankennüsse zum literarischen Kuchen darzubieten, so durften sie ihm die Arbeit des verweilenden Nachdenkens zumuten.

Hier liegt denn auch ein Unterschied zweier Zeiten. Einst hatte man Musse zum Lesen und zum Schreiben, aber auch das Bedürfnis